

Andrea Wolfmayr
Mama!!
Wie es ist. Wie es war.

Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2021
literatur nr. 126

Lektorat, Covergestaltung, Layout und Satz: textzentrum graz

Covermotiv: *Agnus Dei* (Francisco de Zurbarán) © Museo Nacional del Prado

Autorenfoto: Ulrike Rauch

Druck und Bindung: Totem

ISBN 978-3-903322-27-1



→ Kultur, Europa, Sport

GRAZ

Andrea Wolfmayr

Mama!!

Wie es ist. Wie es war.

Roman

»Wenn es dir schlecht geht und du dich mies fühlst, elend und krank, dann überleg, ob du vielleicht in den letzten zwei, drei Tagen nichts geschrieben hast ...« (Mama)

»Schreib sowas wie die Buddenbrooks. Schreib den Roman unserer Familie!« (Mama)

»Du solltest in die Politik gehen, Andrea! Du wärst eine gute Politikerin!« (Mama)

»Vergiss die Zeit, vergiss die Abfolge, vergiss jede Hierarchie, jede Chronologie.« (Memo auf Handy)

Weitergehen. Meine einzige Art, mit dem Leben fertig zu werden, meine einzige Möglichkeit: Schreiben. Meine einzige Art, mit dem Tod fertig zu werden: Schreiben. Unzählige Briefe, die ich nach ihrem Tod an sie schrieb. Meine Trauer, meine Wut, meine Sehnsucht, mein Verlust. Mein Loslassen.

Und ich rede mit mir selbst. *Mein eigenes universelles Radio*¹. Der Hund nebenan kläfft, ein Besucherhund, ich zucke zusammen, innerlich, weil ich weiß, dass es Melissa aufregt und dass sie demnächst mit der Nachbarin reden will, die ist Hundezüchterin und kriegt oft Besuch von anderen Hundebesitzern, es ist also nur ein Besuchshund, der so laut ist und immer kläfft, die eigenen sind ganz manierlich, sie folgen und sind still. Ich denke an Mama. Und was mir alles hochkommt. Was alles rein soll ins Buch. Und warum ich anfangs zu vergessen. Warum ich mit den Dingen nicht mehr zurechtkomme, warum ich sie vernachlässige, die Blumen zum Beispiel, die Pelargonien. Der Oleander kriegt gelbe Blätter und seine Blüten, die schönen weißen Blüten, sind braun geworden und verwelken vorzeitig, vom Regen versehrt, ich hab mich nicht darum gekümmert. Die Kinder waren da. Ein abgerissenes Pflaster liegt auf dem Terrassenboden. Den Boden hab nicht ich verlegen lassen, sondern Ingeborg, meine Schwester, als sie noch hier wohnte, das Muster gefällt mir nicht. In den Fugen wächst Gras und Moos. Manchmal reiße ich es aus, manchmal vergesse ich drauf. Alles verkommt. Alles verschlampt. Weil ich es nicht mehr schaffe. Ich werde älter.

1 Nina Hagen: *Mein eigenes universelles Radio*, 1985.

Ich rede innerlich mit ihr, nicht mehr so oft wie früher, aber allmählich, im Älterwerden, immer öfter. Und ich rede mit mir selbst. Manchmal laut. Ich höre mich reden. Und ich denke nach. Ich wollte, sage ich zu den Geschwistern, ich wollte immer so sein wie Mama und ich dachte, ich sei wie sie. Könne das alles schaffen, Familienmutter, Matriarchin, Fluchtburg. Alles machen. Alles sein. Supermutter. Beruf und Haushalt und Kinder und Mann. Und Politik. Alles schaffen. Engagement und Freundinnen. Stark. Und unentwegt freundlich, freudig, sich immer und sichtlich freudig, wenn eins der Kinder kommt. Unangemeldet, immer unangemeldet – wir melden uns doch nicht an bei unserer Mutter, warum auch? Wir rechnen damit, dass sie da ist, wir rechnen mit dieser ihrer ewig herzlichen Freude über uns, egal, wann und wie und was, egal, ob sie Zeit hat oder nicht. Wir platzen in ihr Haus, ihre Küche, ihr Gebiet, ihr Leben. Wir sind da. Und sie freut sich. Wir haben uns oft genug geniert wegen dieser großen Freude. Wegen dieses Stolzes. Waren spöttisch. Lachten über die wirren Haarsträhnen überm roten Gesicht, wenn sie verschwitzt war und zerstoichen von den Gelsen und Rosendornen, weil sie wieder im Garten gewühlt hat, »Garten macht so viel Arbeit! Aber ist er nicht schön?« Wie eifrig und begeistert sie immer hingewiesen hat auf »die schönen Blumen!«, und alles, einfach alles hat sie fotografiert. Wie ich heute. Damals waren die Mittel freilich anders, die Filme teuer, und sie war nicht besonders talentiert, was die Motivwahl betraf, sie hatte keinen Sinn für Licht und Perspektive, ihre Fotos gaben nicht im Ansatz wieder, was sie meinte übertragen zu können, was sie festhalten wollte an Stimmung, Freude, Familienleben. Heute bemühe ich mich, zumindest manchmal, schön zu fotografieren, gut, oder doch wenig-

tens locker – digital ist das kein Problem. Mehr als 4000 Fotos hab ich schon wieder gespeichert auf dem Handy, ich müsste sie schon längst herunterladen, auf einen Stick, eine externe Festplatte, wohin das alles, und wer schaut sich das noch einmal an, all die Dateien?! – Aber ich fotografiere doch so toll, all diese Erinnerungen, jedes Lebensalter der Jungen, jede Veränderung in Haus und Garten, die Kinder werden eines Tages noch froh sein – werden sie? Auf welches Erbe hin arbeite ich? Müssen Mütter immer denken, wie es den Ihren einmal ergehen wird, später, wenn sie nicht mehr da sind, wenn sie alt sind, wenn sie nicht mehr können? Das alles nicht mehr können: Versorgen und Gießen und Füttern, dauernd Füttern, egal mit welchem Stoff, egal aus welchem Stoff gemacht, gekocht, geknetet, gestrickt, gestickt, genäht? Herzerreißend ist das Muttersein. Und kostet ein ganzes Leben.

Graz, 8. August 2000

Mama!

Gut. Ich fang an. Fangen wir an. Ich soll anfangen, sagt sie. Die Therapeutin. Hier. Jetzt. Denn ich schreibe kein Buch, ich schreibe keine Artikel, ich schreibe nichts mehr nach deinem Tod. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich soll Briefe schreiben an dich, fordert sie. Wie kann ich Briefe schreiben an dich, jetzt?! Ich habe dir zwei Briefe geschrieben in meinem Leben, kommt mir vor, es ist lange her und du warst noch sehr lebendig. Wieso kann ich mich plötzlich an exakt zwei Briefe erinnern? Ich weiß noch, ich wollte abrechnen mit dir, ich wollte dir etwas sagen, was du nicht annehmen konntest

von mir, nicht im Gespräch. Oder vielleicht konnte ich es dir einfach nicht ins Gesicht sagen. Nur auf Papier. Neutral. Aus der Distanz. Ich weiß nicht mehr, was es war, ich weiß nicht, wann es war oder worum es eigentlich ging, die beiden Briefe sind nirgends aufgetaucht, zumindest bis jetzt nicht, du hast sie sicher nicht weggeworfen, von deinen Kindern hast du nichts weggeworfen, nichts, das dir etwas wert war, und meine schriftlichen Ergüsse waren dir viel wert. Glaube ich. Du warst stolz auf deine Kinder. Stolz auf mein Schreiben. Aber auch unsicher. Das ist doch viel zu persönlich! Wenn die im Verlag allerdings behaupten, dass es was ist, wenn die das drucken ... Allmählich hast du begonnen, mein Schreiben zu spüren, zu achten, mich, als Erwachsene, nicht mehr als Kind, und neues Vertrauen zu kriegen. Du warst genau wie deine Schwestern. Ihr wart misstrauisch, ohne Selbstbewusstsein. Ihr konntet nichts dafür, das Vertrauen ist euch ausgetrieben worden von klein auf, von Grund auf, in eurer Nazi-Erziehung. Da sage ich nichts weiter dazu. Schon gar keine Vorwürfe. Am liebsten würde ich überhaupt keine Vorwürfe machen. Ich habe nicht das Recht.

Wie soll ich noch jemals etwas schreiben, wie soll ich überhaupt noch irgendetwas schreiben können, solange ich nicht begonnen habe, an dich zu schreiben. Wie kann ich noch irgendetwas lesen, wenn du immer in meinem Kopf spukst. Immer noch. So lange bist du tot. Heute haben wir den 8. August 2000. Voriges Jahr, am 18. August, bist du gestorben. Eine Woche darauf, am 25. August, war dein Begräbnis. Es kommt mir absolut unwirklich vor. Am 24. August hat dein Enkel Geburtstag, du hast ihn so geliebt, so viel mit ihm gemacht, er hätte dich so sehr gebraucht, er war noch ein Kind, du hast ihn allein gelassen, wie konntest du ihm das antun!?! Zehn Tage im

August und unsere Welt steht auf dem Kopf. Voriges Jahr um die gleiche Zeit hatten wir nicht den Schatten einer Ahnung, keiner von uns. Noch drei Tage vor deinem Tod hatten wir keine Ahnung, was da auf uns zukam, ich saß bei dir im Garten, Mama, wahrscheinlich haben wir Kaffee getrunken, wie immer. Sicher, ich hatte meine Ahnungen, aber wann hatte und habe ich die nicht. Ich gebe seither nicht mehr so viel auf meine Ahnungen, Mama.

Es ist Zärtlichkeit und es ist Trauer. Und es kann, es darf einfach nicht sein. Kein Vergessen darf es geben, keine Asche, keine Erde über dich, ganz frisch bist du da, immer und immer. Weil ich dich nicht loslasse, sagen sie. Scheiß Therapeuten, was brauchen wir die!? Du hast schon Recht, hattest Recht, Familie und Gespräche, das SEI ja schon Therapie, genau so hab ichs gehört von dir, wortwörtlich. Aber ich habs gespürt, dass es kommt, dass ER kommt, der Tod, ich muss es gespürt haben, du mit deinen Andeutungen auch immer. Mit deiner Dramatik. Mit deinem immer schlechteren Hören. Mit deinem lauten Abspielen von pathetischer Opernmusik spät in der Nacht. Mit deinem Tarot und deinen Patienzen und deinen Wahrsagekarten. Jetzt kann ich keine Traviata und keinen Rigoletto mehr hören, nicht den Pavarotti oder die Callas, da stürzen die Tränen gleich wie Bäche, es ist ein einziges Entsetzen. Du hättest mir Zeit geben sollen, mehr Zeit! Du bist mit dem allen doch zusammengehängt! Deinetwegen hab ich genau gewusst, dass ich fertig studieren werde und dass ich mich beeilen muss. Ich hab gewusst, dass ichs eilig hab und hab nicht gewusst warum. Jetzt weiß ichs. Und ich beeil mich noch immer, weiß aber nicht mehr, wohin und warum ich eile, es ist sinnlos geworden. Ich könnte die Eile genausogut aufgeben. Was soll ich sagen. Es scheint mir sinnlos, diese Briefe zu schreiben. Es ist nichts an-

deres als eine dieser therapeutischen Hausaufgaben, eins dieser Dinge, die sie einen machen lassen, die sie einem verschreiben und die sie auftragen, gebetsmühlenartig. Ihre läppischen Sprüche. Tee trinken und Gras über die Sache wachsen lassen. Die Zeit heilt alle Wunden. Und schon hast du die Symbole und die tröstlichen Sinnsprüche und machst deine »Trauerarbeit« und glaubst, du bist geheilt, glaubst, du bist es los.

Aber ich werde es nicht los und werde es nie loswerden. Nichts mehr hat Biss. Ich denke jetzt einfach nur so vor mich hin, haltlos, richtungslos, ohne Antrieb, ohne Freude. Ohne Freunde. Wenn ich denke, wie du immer gegen meine Freunde warst. Gegen alle meine Freunde und Freundinnen. Du hattest immer Vorbehalte. Nein, sag nichts, es war so, ich hab es ja gespürt. Du konntest freilich nicht anders, das weiß ich heute. Du wolltest mich nur schützen, beschützen, vor den anderen. Ich war kostbar für dich, besonders, anders, und du kanntest meine Empfindlichkeit, Verletzlichkeit, Wehleidigkeit. Du wolltest mich nur verteidigen. Gegen die, die sicher nicht gut wären für mich. Nicht gut genug. Und immer mussten dann als Erklärung, als Entschuldigung die Eltern herhalten. Ihre Art. Ihre Einstellung, ihre Pädagogik. Die dich geprägt hätten, sodass du nicht anders konntest. Nicht über deinen Schatten. Manches sei ja auch richtig gewesen. Vieles natürlich falsch. Verkehrt. Hätte was kaputt gemacht in dir. Es sind immer die Eltern schuld, immer ist die Geschichte schuld, das ist bequemer so. Niemand braucht über die alten Schatten zu springen. Und du hast es gut gemacht, indem du mir alles erklärst hast. Immer alles erklärt. Ehrlich und offen. Soweit es halt möglich war. Ich dachte, ich sei du, so gut kannte ich deine Geschichte. Deshalb war es auch nicht möglich, dir eine Schuld zu geben, es war alles zu entschuldigen, denn sie waren schuld,

die Vorgänger, die fürchterliche Zeit, die Politik, der Nationalsozialismus, die Eltern, vor allem die Mutter, natürlich die Mutter. Denn der Vater hat es immer nur gut gemeint, er war der Gute, der Idealistische. Konnte leicht idealisiert werden, glorifiziert, er war ja nie zuhause, immer im Geschäft. Zuhause war nur die Mutter. Nur. Haushaltenwesende. Wie du dann. Wie ich dann.

Das war später, da lebte ich schon mit meinem zweiten Mann, den ich ebenfalls verließ, genau wie meinen ersten. Mea Culpa, wie immer. Ich lebte mit ihm und mit euch und mit unserer Familiengeschichte. Alles hängt zusammen. Und heute schau ich die Muster an und erzähle meine eigene endlose Geschichte, die Perlen des Rosenkranzes rollen durch meine Finger. »Du musst endlich erwachsen werden«, sagt Pál zu mir. »Du musst sie loslassen!« Pál, der Mann, mit dem ich jetzt lebe. Aber ich bin es doch, denke ich, ich bin gereift und erwachsen geworden über die Zeit, über die Jahre. Aber man wächst anscheinend immer weiter, sein Leben lang, und vielleicht bin ich es noch immer nicht ganz, erwachsen. Vielleicht werde ich es nie, diese meine Generation wird nie erwachsen, bleibt kindlich, kindisch. Oder vielleicht bedeutet »erwachsen« etwas anderes für uns als für unsere Eltern. Jede Generation definiert Erwachsensein anders. Oder ist es der Krieg, immer ein Krieg, der Menschen so furchtbar »erwachsen« macht und das Kindliche ausrottet, das Spielerische, Verspielte? Ist es der Tod? Jetzt, ein Jahr nach deinem Tod, beginne ich nämlich, mich erwachsen zu fühlen. Ich bin erwachsen, dir erwachsen, durch deinen Tod. Ich begann mich zu trauen, mir zuzutrauen, erwachsen zu sein, erwachsen zu werden, begann nach deinem Tod, durch deinen Tod, zu erwachen, mich zu entwickeln.

Und jetzt bin ich über die Mitte des Lebens hinaus. Ich will auch gar nicht mehr jung sein. Oder schön. Das ist vorbei. Es ist mir wurscht, ob ich bleich und schwammig werde und mein Bindegewebe, schon das Wort erscheint mir unanständig, die zwei unanständigsten Wörter, die ich kenne, sind Bindegewebe und Busen, ob das nachgibt, dieses bindende Gewebe. Alles egal. Ich bin ein Schwamm, eine atmende Blase. Ich bin ein Körper. Auch Körper ist eigentlich ein unanständiges Wort, aber es ist noch relativ unverfänglich, und wenn ich es mutig ausspreche, als wäre es harmlos, ahnt niemand, dass es ein unanständiges Wort ist für mich. Ich krieg leicht blaue Flecken, daran ist auch das schwache Bindegewebe schuld, angeblich. Du hast das gesagt, Mama. Ich hätte ein schwaches Bindegewebe, genetisch. Ich glaube jedenfalls, dass du es gesagt hast, ich hoffe, dir nicht nachträglich etwas zu unterstellen. Aber heute ist es mir wurscht, wie ich ausschau. Der Bauch, die Wülste, die weiche und schwabbelige Haut und Oberfläche. Es ist mir gleichgültig. Ich weiß, ich kann es ändern. Könnte. Jederzeit. Noch. Ich bin noch nicht so alt. Durch Fasten oder anders Essen oder Gewichtheben und Fitnessübungen könnte ich sofort beginnen, einen anderen Körper zu entwickeln, neu und attraktiv, aber ich hab keinen Geist mehr. Warum sollte ich. Ich hab zu nix Geist. Dein Ehrgeiz ist weg, verschwunden mit dir, und jetzt ist mir alles egal. Ich weiß, du findest das schade, findest, ich hätte kein Recht, so zu sein, so zu reden, du findest es eine Vergeudung meines Talents, weil du meinst, es sei anders, ich sei anders, wahrscheinlich hast du recht. Es ist nur mein Trotz, das weiß ich selber. Ich bin enorm trotzig, und ich werd ums Verrecken nicht zugeben, dass du recht hast.

Merkst, wie sehr ich mich bemü, zu fluchen und drastisch zu reden und schiech? Unkultiviert! Wie du es ihm immer vor-

geworfen hast. IHM. Dem großen IHM, dem Mann, dem Vater. Das werf ich dir vor, das muss ich dir vorwerfen, du hast mir IHN weggenommen, du hast ihn mir kaputtgemacht, den Mann und das Bild. Geimpft hast du mich mit deinem »ER ist für nichts gut, ER ist uns nur eine Belastung, ER versteht uns nicht, ER kann uns nicht verstehen, ER ist unmöglich, gibts zu!« Nur am Anfang sind sie nett, die Männer, dann werden sie wieder sie selbst. Und bringen letztendlich den Tod. Das Weitergeben der Verachtung, zugleich Anbetung der Männer durch die Frauen hat Tradition. Es ist wohl nichts anderes als die Folge von Unterdrückung, von Machtausübung und Gewalt, subtil oder brachial. Und vielleicht sind es auch einfach nur diese monotheistischen Religionen, an deren Spitze immer ein ER steht, ein großer Gott, der natürlich ein Mann ist. Und deshalb gibt es diese Generationen von Frauen, diese Heerscharen von Frauen in der Welt, die ihre Männer genau wie ihre Söhne lieben und fürchten und verachten und verzärteln, sie zu ewigen Babys und eingebildeten Paschas machen, zu Abhängigen und Süchtigen. Unsere ganze Kultur will sich rächen, das patriarchalische System, das geistliche wie das politische, muss sich rächen an seinen Verursachern, fällt auf sie zurück. Killt letztendlich alles. In erster Linie und zuallererst natürlich die Frauen. Und die Erde. Tote Erde, ein toter Planet. Wird das so kommen, muss es das? Oder geht das ewig so weiter? Auf und ab? Ein ewiger Machtkampf? Einfach weil wir Menschen sind? Gespalten in eine männliche und eine weibliche Welt?

Jedenfalls: Das Beste, was ich getan hab in meinem Leben, das war für dich wohl, dass ich in die Politik gegangen bin. Du warst so glücklich darüber! Unsicher auch, du hast bestimmt Angst gekriegt um mich. Für mich, vor mir, um mich. Denn jetzt wärst du dran gewesen. Gefordert, gefragt. Ich hätte dich

gebraucht, so dringend! Aber du hast dich lieber davongemacht. Du hast wohl gehnt, dass ich dich für jede Kleinigkeit verantwortlich machen würde. Dass ich auf sie alle schimpfen und dennoch mitarbeiten und mich bei dir ausjammern würde, und du müsstest mir dann alles erklären, sie mir erklären. Wer sie sind, wie sie heißen. Warum sie sind, wie sie sind. Endlose Gespräche, wie immer. Und ich hätte meinen Frust an dir loswerden können, mir die Schuhe abputzen an dir, du hättest dich verantwortlich gefühlt und hättest geglaubt, mir helfen, sie rechtfertigen zu müssen vor meiner Wut, meiner Angst. Jetzt sitz ich in der Bredouille. Jetzt muss ich alles selber machen, auf alles selber draufkommen. Alles allein. Das nehm ich dir natürlich krumm, dass du dich einfach davongestohlen hast. Jetzt kann ich nicht mehr schimpfen. Auf niemand. Ich muss das allein machen – oder ich machs eben gar nicht. Es ist meine Entscheidung, allein meine, niemand zwingt mich.

Ich möchte trinken. Immer möchte ich trinken und ertrinken an dem – aber da wirkt bereits die Gegenimpfung, die ich eingebaut habe, das Gegengift, das wirksam wird. Oder hab ich einfach ein Magengeschwür, das sich meldet, ich weiß es nicht, mir wird jedenfalls immer ganz schnell schlecht. Ich muss viel zu bald aufhören mit Trinken. Ich kann den Geruch nicht aushalten. Keinen Alkohol, keine Frauen, keine Mütter. Männer schon gar nicht. Keine jungen und keine alten. Mit Mühe halt ich meinen eigenen Mann aus. Ich halt mich ja selbst nicht aus, eigentlich. »Du musst lernen, dich selbst zu lieben!« – wenn ich das schon hör, wird mir schlecht. Ich funktioniere, Gott sei Dank, ich bin kalt jetzt und ich funktioniere. Und ich möchte nicht mehr tun, als ich tun muss, ich möchte meinen eigenen Stil entwickeln. Das brave Mädchen, von dem möchte ich mich verabschieden, von dieser kleinen Streberin,

die immer alles nachbetet. Aber wie mach ich das, »meinen eigenen Stil entwickeln«? Im Vergleich zu anderen hab ich eh viel davon, das wissen wir, aber darum geht es nicht. Mein Potenzial. Mag ich noch? Ich mag nicht. Ich mag überhaupt nicht mehr und du weißt es. Ich möcht mich umbringen. Wegbringen möcht ich mich am liebsten, und ich sag das so leichthin, ich hätte natürlich nicht den Mut und ich weiß, dass es Blödsinn ist und dass ich nur warten muss, es kommen wieder andere Phasen. Aber ich bin so todmüde und so überdrüssig, ich habs so satt, das alles. Du hast mich da in eine schöne Scheiße reingeritten, Mama. Natürlich ist es Blödsinn, was ich da sag, »ich verfluche meine Mutter, warum hat sie mich geboren, warum hat sie mich in diese Welt gesetzt«, blöder gehts nimmer, ich denke außerdem ganz anders, weil ich glaube, dass sich die Seele schon sehr genau ausgesucht hat, was sie sich da an Nährboden verpasst, damit das herauskommt an Aufgaben, was sie sich aus der Ursuppe herausgefischt hat. Ach.

»Dieses dauernde Ach, damit kannst auch aufhören. Ewiges Gejammer!«, hör ich dich sagen, innerlich. Aber du hast auch immer gejammert, Mama, ständig dich beklagt. Über IHN. Wenn nur ER nicht wäre! Und über die Oma natürlich, deine Mutter, seine Mutter, über beide Omas hast du dich beklagt. Soviel Arbeit. Soviel Undank. Soviel Besserwisserei. Über die Tante Iris hast du dich noch am wenigsten geärgert. Die hast du verstanden. Aber sie wird bald sterben. Wir werden sehen, wie es weitergeht, wie senil sie wird, wie debil. Denn die Anfänge sind schon da, deutlich. Sie wird sterben. Wir werden alle sterben. Wir werden alles sehen. Ich hab kein Mitleid mehr. Mit niemandem. Und ich bin nicht mehr gern draußen, »zu Hause«, in Gleisdorf. Es tut immer noch weh. »Wir wollen dich nicht verjagen«, sagen sie. Natürlich

nicht. Aber ich wohne nicht mehr in Gleisdorf. Und wenn ich da lebte, müsste ich jeden Tag abhauen, ins Gasthaus oder sonstwohin, denn was sollte ich machen, allein in dem großen Haus. Freilich, ich hätte vielleicht Gäste, ich schriebe Briefe, ich schriebe an meinem Grazbuch weiter, ich täte wenig anders, als ich es jetzt tu. Aber jetzt bin ich freier, hier bin ich freier, in Graz, niemand sagt mir, was ich tun soll. Ich kann trinken, was ich will und wann ich will, ich kann kochen, in allen Zimmern kann Licht brennen, ich zahl den Strom und sonst niemand. Scheiß auf die Ökologie, ich muss Licht haben, sonst werd ich krank vor Kummer und Einsamkeit. Was sag ich. Sicher bin ich einsam. Ja und? Wer ist nicht einsam?! Gotcha!² spiel ich, finde das witzig, wie damals in Holland, als ich so verliebt war, als ich so viel ausgegangen bin, als ich so viele Freunde hatte. Aber das ist vorbei. Ich treffe kaum noch jemanden, die meisten haben sich sowieso zurückgezogen, als ich in die Politik gegangen bin, ich will auch nichts mehr von ihnen wissen, ich vertraue ihnen nicht mehr, ich vergesse sie, so viele Freunde vergesse ich. Ich vergesse sie natürlich nicht wirklich, sie sind noch immer in meinem Kopf, aber ich traue mich nicht mehr raus zu ihnen. Mir wird schlecht, wenn ich an sie denke. Mir fahren die blauen Flecken von selber auf und der Magensaft steigt hoch, ich hab Angst vor denen, nein, ich hab keine Angst, aber ich kann sie nicht sehen, nicht hören, mir graust vor ihnen allen, ich will niemand sehen, keine Freunde, niemand will ich sehen. Ruhe will ich, brauch ich. Pál steht jetzt in der Küche und kocht.

Du hast Pál verachtet, Mama. Wars nicht so? Sei ehrlich. Und vielleicht hat er dich auch gehasst und hasst dich noch

2 Holländische Funk Band, gegründet 1989.

immer, weil du mich so in Beschlag genommen, so geprägt hast. Weil ich so intensiv um dich trauere, weil du mir so sehr fehlst, weil er denkt, du hast mich ausgenutzt – das hast du vielleicht auch. Pál zu verachten – du hast es nicht gezeigt, nicht gesagt, natürlich nicht! –, das war nicht gut, nicht schön. Du hast es sogar geleugnet, als ich dich danach gefragt habe – aber es war da, ich habs gespürt, habs gewusst! Es war jedenfalls die beste Methode, dass ich bei ihm bleibe, zu ihm halte. Erst recht. Dir zum Trotz. Er tut mir gut. Seine Sprache tut mir gut, seine Ostblock-Sprache, sie tut mir gut, genau wie seine Art zu Kochen, seine Dichte und Vorhandenheit, seine Lebendigkeit, seine Erdigkeit und Verwurzeltheit. Ich weiß, dass er krank ist von all seinen Erfahrungen, seinem Vorleben, seinem Land, mürb von Stress und Demütigungen, ich sehe, dass seine Haut kaputt ist und lädiert genau wie seine Seele. Ich seh das alles. Vielleicht gerade deshalb. Kein Mensch mag mir glauben, dass ich deswegen bleibe. Weil er ist, wie er ist. Aber so ist es. Immerhin spüren sie sein Genie, manchmal, Köche sind geachtet in dieser oberflächlichen, geistlosen, angeberischen, präpotenten Schicki-Micki-Gesellschaft. Ich hab mir ja immer solche Berufe gesucht bei meinen Männern, Berufe, die geachtet sind und »anders«. Besondere Berufe, ausgefallene Berufe, Sonderschullehrer, Schriftsteller, Musiker, Maler, Kunst-Friseure und Kunst-Köche. Mein Gott, was bin ich öd und eingebildet. Wie ich mich hasse, merkst es?

Ich hab Angst, Mama, Angst vor dem Winter, Angst vor dem Wahnsinn, Angst vor der Politik und dem Parlament, vor den anderen Menschen, vor all jenen, vor denen ich mich rechtfertigen muss. Vor denen ich glaube, mich rechtfertigen zu müssen. Rechtfertigen wofür?! Für meine Ausbildung, meine Titel, meine Begabungen, mein Ich, wie es ist, geworden,

erworben, mühsam?! Ich brauch keine Angst zu haben, ich hab es immer noch geschafft, alles hab ich geschafft. Das ist es ja. Will ich mir beweisen, dass ich nicht alles schaffen kann? Will ich meine Grenze herausfinden? Nicht einmal das weiß ich und sogar das ist mir egal. Mir ist nur so kalt, innerlich. Und ich habe Angst vor dem Leben. Vor der Kälte und vor der Einsamkeit.

Aber die Liebe ist doch da! Die Liebe ist immer da. Zu dir auch, natürlich, zu dir vor allem. Auch wenn ich rede, wie ich hier rede, in diesen meinen viel zu vielen, viel zu langen Briefen an dich, schamlos, verächtlich, ich kann dich nicht verachten, ich kann dir meinen Zorn nicht hinschmeißen, was solls, Mama. Wir haben zu viel miteinander geredet, als du noch da warst, ich versteh dich zu gut, du verstehst mich. Was sagst du zu mir. Es macht dir Kummer, sagst du, dass ich nicht gern lebe, dass ich das Leben nicht leicht nehme, wo ich doch endlich das Geld verdiene, das du nie verdient und das du dir so sehr gewünscht hast. Warum mach ich nichts damit und bin glücklich? Warum bin ich nicht einfach glücklich?

Du warst so schnell glücklich zu machen und dennoch warst du mit allem unzufrieden, Mama, warst getrieben. Das ist so wundervoll, hast du immer gesagt, das Leben, dieses aufregende, interessante, immer neue Leben! – Weil einen das weitertreibt! Ich mag das nicht. Ich möchte nicht dauernd weitergetrieben werden, ich möchte auch mal wo verweilen können und schauen und genießen und zufrieden sein. Endlich zufrieden.

Ich muss was trinken. Ich fühl mich elend, Mama. Aber darauf kommt es vielleicht an, ich will mich elend fühlen, unbe-

wusst. Ich will dir zeigen, dass DU schuld bist, wenn ich mich elend fühl. Ist es das? Kann sein. Denn wenn ich glücklich bin, was ist dann? Wer gibt mir das Recht, so unverschämt glücklich zu sein, ein Jahr nach deinem Tod, wenn du es nicht geschafft hast in deinem Leben und kein Geld hast aufstellen können und nicht einmal, nicht einmal am Ende deines Lebens, ein bisschen Glück gehabt hast. Wie kann man! Wie kann ichs wagen?!

Mama, ich hab mich festgebissen. So schnell lass ich aber jetzt nicht mehr locker. Geben wir uns Patsy Cline? Trinken wir? Fallen wir ins Glas und fallen wir tief?

Ich kann meine Kinderfotos nicht mehr sehen. Das fällt mir jetzt auf. Dass ich meine Kindheit aufgestellt habe rundum, in Fotos und Dingen, das kotzt mich an. Und dennoch. Ich brauch es. Noch.

I Cried All The Way To The Altar³, spiel ich. Patsy Cline. Das ist dein Lied, ganz entschieden. Dennoch. Wie kommst du dazu, mir das aufzuhalsen? Denn eingepackt war ich schon da, in deinem Bauch, drei Monate ungefähr, als du vorm Altar gestanden bist. Rechnen wir zurück. 16. Juli, ja. Am 28. Dezember 1952 hast du geheiratet, in der Mariatroster Kirche. Kleine Hochzeit, nur mit Trauzeugen. Du hattest einen geliehenen Pelzmantel an überm dunklen Kleid. Ein dreimonatiger Embryo war ich. Und eigentlich hast du einen anderen gemeint. Deine große Liebe, deinen Traum, den sie dir kaputt gemacht haben. Schnapsidee, die ich eine Zeitlang hatte, dass ich genausogut von dem anderen hätte sein können. Passt

3 Patsy Cline: I Cried All The Way To The Altar, 1963.

nicht, geht nicht. Ich bin zu sehr die Tochter meines Vaters. Zu deutlich. Immerhin hab ich das gleiche Sternzeichen wie dein Liebhaber. Hm. Es sind Kinderspiele. Gedankenspiele. Es hat schon alles seine Richtigkeit. Dennoch bin ich mir immer anders vorgekommen. Vater-, nicht Muttertochter. Ich bin nicht wie du. Ich bin wie er, ich bin durch und durch Oststeierin. Bäuerin. Oder bin ich einfach nur Proletariat? Unterste Schiene? Handwerkerstochter? Lächerlich. Ich bin mindestens genauso stark vom Ehrgeiz der anderen Seite gesteuert. Von den Lehrer- und Intelligenzgenen deiner Seite beeinflusst. Von Wiener Neustadt und der Buchhandlung, dem Lesen. Das macht uns ja zu schaffen, uns allen. Uns vier Geschwistern. Dass wir aufgewachsen sind in einem Dazwischen. In der Aufbauzeit nach den beiden Kriegen. Zwischen Bodenständigkeit, Bauernschläue, Pragmatik und Moral, Bildung, Ethik. Nicht zu vergessen die Religion. Zwei Spielarten davon in einer Familie. Katholizismus und – ja, was war das andere eigentlich? Ein Protestantismus, den Hitler gerade noch zuließ? Irgendwas zwischen Calvinismus, Atheismus und Massenwahn?

Warum muss ich so viel denken? Warum müssen wir dauernd denken?! Es wäre viel einfacher ohne ...! Dein Satz, Mama, auch so ein blöder Satz. Waren eine Menge blöder Sätze, die uns das Leben vermiest haben, nicht wahr? Ganz freundlich kann ich das jetzt sagen, wir sitzen friedlich beieinander, freundschaftlich. Wir sind wie Freundinnen, wir waren Freundinnen. Und wer sagt, dass das alles so sein muss, wie sie es in Stein gemeißelt haben, in unser Blut geschrieben, unabänderlich?! Wir wissen die Sätze, die uns schaden, und wir können sie entmachten. Welche Sätze haben wieviel Macht über uns? Schauen wir einfach hin! Entmachten wir die Sätze! Wir leben nicht mehr unter einer autoritären Knute, der Na-

tionalsozialismus ist verbannt, wir leben in einer Demokratie, wir sind eine Republik. Wir können uns was vergönnen, wir dürfen bestimmen, wir sind frei, sogar in der Therapiestunde hatte ich das letzte Mal das Gefühl, absolut frei zu sein. Es ist mir total wurscht, dass ich mit ihr dasitze, meiner Therapeutin, eigentlich einer fremden Frau, aber zur Freundin geworden über die vielen Therapiestunden, und mich offenbare und mein Innerstes nach außen kehre. Denn ich will mich ändern, ich will weiterkommen in meinem Leben, ich will was davon haben und dieses Geld, das ich verdiene, wer weiß wie lang, nicht umsonst rausschmeißen. Wie frei sind wir, Mama, lass uns mal überlegen. Gemeinsam.

Ganz so frei sind wir nämlich nicht. Da sind schon einmal die Grenzen, die der Körper setzt. Wenn ich mich nur daran erinnere, im Spital, wie das war mit dir. Wenn ich dich sehe, in der Sonne, du da, an diesem Vormittag, wie du aus dem Tragsessel nicht mehr allein rauskommst, dich nicht erheben kannst allein, um in den Rettungswagen zu steigen – was hab ich das Spital gehasst, immer gehasst, damals, als du mich hingeholt hast, immer ins Spital, ich kenne alle Krankenhäuser unserer Region, alle Krankenhäuser der Stadt. Während all deiner vielen Spitalsaufenthalte hast du mich zu Besuchen geholt, und zu deinem letzten Aufenthalt hast du mich wieder mitgeholt, du hast mich gleich vom Fleck weg mitgenommen, keine Widerrede, keine Ausrede, ich in der Tochterrolle, du als Patientin, ich plötzlich umgedreht, verkehrt – in der Mutterrolle. Aber ich kann das nicht, du bist viel besser in der Mutterrolle als ich! Und so hast du zusehen müssen, verzweifelt wahrscheinlich, ohnmächtig, krank, mit hohem Fieber, dass ich es gar nicht kann! Dass ich nichts tue, nur hilflos zuschaue, was passiert, dass ich einfach nur dasitze, neben dir, fassungs-

los, und dich ansehe. Wie ER auch, hilflos, zitternd, fahrig, denn die Starke, das warst immer nur du! Dass ich einfach nichts mach, nichts tu, wie niemand von deinen Kindern ... – aber niemand konnte es doch wie du! Natürlich nicht! Mama!! Natürlich konnte es keiner wie du, hast du das nicht begreifen können?! Dass niemand war wie du, absolut niemand?? Und deine Kinder nicht du, sondern ganz getrennt, ganz anders waren. Du einzigartig, unverständlich manchmal für uns alle. Ein anderer Mensch. Ein fremder Mensch und der bekannteste, nächste zugleich! Und so ein Energiebündel! Und so viel zu erledigen. Du hast anscheinend gedacht, deine Kinder seien deine verlängerten Arme. Was sie in einem gewissen Sinn auch waren und sind, noch immer, wir sind deine Ableger, da gibts nix. Und von denen kommen weitere Ableger, wie der Kartenleger, der Handleser dir prophezeit hat damals, ich war ja dabei, der Thöni oder wie er geheißen hat, einen seltsam volkstümlichen alten Namen hat er gehabt, dieser Zigeuner in seinem schwarzen Gewand, damals wurde das Wort Zigeuner noch ohne Skrupel verwendet, in seinen Bauernstiefeln, Partisanenstiefeln, und wie peinlich mir so Manches war, was du weitergesagt hast, laut hinausposaunt ohne Scheu. Du die Mutter von so vielen Generationen! Sieben, glaube ich, prophezeit er. »Mutter von sieben Generationen, aufwärts strebend!« Was warst du stolz. Natürlich hast du gedacht, du wirst das alles sehen können, erleben, uns zuschauen, wie wir älter werden und unsere Kinder auch, und wie die dann selber Kinder kriegen und du noch die ganze Welt sehen wirst, Reisen, wie du es dein Leben lang wolltest, und vielleicht hast du später noch einen anderen Mann und lebst nach Vatis Tod ein anderes Leben, und natürlich haben wir das Gleiche gedacht, du hast keinen Zweifel dran gelassen, du hast uns eingehämmert, dass du ewig leben wirst, wir haben dir geglaubt. Ewig, ja, das

dachten wir anscheinend. Es war einfach unmöglich, uns das auszureden, und dann passierte das – dein Tod – und nun haben wir allen Glauben verloren. Wenn das aber falsch war, was du gesagt hast – was war dann richtig? Diese Gesetze. Unumstößliche Wahrheiten, von den Ahnen an uns weitergegeben, und in abergläubischer Furcht klammern wir uns an sie, wir tun auch recht daran, woran sollen wir uns sonst halten, was haben wir sonst, wenn nicht die Gesetze der Sippe.

Dennoch. Von manchem Schrott kann man sich trennen. Muss man. Manches schmeißt man hingegen wiederum zu früh weg. Man weiß halt nie. Manches schmerzt. Von Manchem muss man abgehen. Was sollen die Flüchtlinge sagen, die ohne was am Leib daherkommen. Nichts haben sie, nichts. Viel ärmere Flüchtlinge, als ihr damals wart, als ihr nach Gleisdorf kamt aus Niederösterreich und Bayern, verbannt, verstreut, gesammelt und aufgefangen bei einer Wehr, bei Bauern, die sich erbarmt und euch aufgenommen haben, bei der Wassermühle in Hofstätten. Heute gibts wieder solche Schicksale wie eure damals. Nur kommen sie von noch viel weiter her. Sind viel kaputter. Viel dramatischer ist ihre Lage. Und ich tu mir was an wegen der scheiß Kleinigkeiten, die ich hab an Sachen, an Erinnerungen, die ich weggeben soll. Auslassen. Loslassen. Zum Beispiel den Hut damals, diesen lächerlichen weißen Basttopf mit der schwarzen Lederschleife, den du so gern getragen hast. Ich hätt ihn behalten sollen. Aber ich hab das alles in deinem Kasten vor mir gehabt, dem Kasten, in dem wir als Kinder nichts verloren hatten. Und plötzlich war der geheimnisvolle Kasten nicht mehr tabu, sondern ich musste ihn leeren. Deine Kleider, deine Blusen, deine Röcke, deine Kostüme, deine Schuhe, deine Strümpfe, deine Unterwäsche, ich hab sie noch einmal, ein letztes Mal vor mir gesehen und

musste sie in die Hand nehmen und in Schachteln packen. Ich musste deinen Kasten ausräumen, wer sollte es sonst tun, ich hab alles weggegeben, wir haben es zur Caritas gebracht, Ladungen voller Kleider, so teuer, so gut noch. Die haben das alles, all deine Sachen, nach Rumänien gebracht oder Bulgarien, wenn es denn wahr ist, was sie mir erzählten, ich weiß fast nichts mehr von damals, weiße Flecken, es war so schrecklich, deine Stiefel in der Hand zu halten, deine heißgeliebten unmöglichen grünen Stöckelschuhe, deine ausgebeulten riesigen Handtaschen – wie weh das alles tat.

Du hast uns was angetan, echt! Soviel Weinen, so viele Tränen, selbst hast du sie schon geweint, um dich, um dein Leben, bei Lebzeiten noch, denn du hast so gern gelebt, du wolltest um keinen Preis gehen, du hast gekämpft um dieses Leben, du wolltest unbedingt bleiben. Deshalb hab ich ja solche Angst, auch um die anderen alle – es geht so plötzlich. Es kann so plötzlich gehen. So unvorbereitet.

Und dann, mit einem Schlag, wird alles ruhig in mir. Plötzlich gar keine Angst mehr. Weil doch alle sterben und ich auch, was solls. Meine Tochter wird es überleben, wenn ich sterbe, es wird nicht leicht sein, aber sie wird nach mir vielleicht leichter leben oder sich leichter tun mit ihrem Leben, wahrscheinlich, denn keiner redet ihr drein oder verunsichert sie. Wie sich alle leichter tun mit den Eltern, wenn die endlich auf der anderen Ebene sind und ihnen nichts mehr dreinreden können im hiesigen Leben. Bis auf das, was wir halt in unseren eigenen Köpfen haben, Autokorrektur durch die Stimmen der toten Eltern. Es ist jedenfalls nicht mehr ganz so anstrengend im Alltag, unsere Alltage sind eh schon so gestresst. Wenn ich jetzt auch noch um dich mich sorgen müsste und regelmäßig

bei dir sitzen bei Kaffee, den ich nicht vertrage und Kuchen, den ich nicht essen will, wenn ich dich dauernd besuchen soll, zu Hause, solange du es schaffst, in einem Heim, wenn es gar nicht mehr geht, während ich zuschauen kann, wie du dein Gedächtnis verlierst, die Konturen, die Contenance.

Wann krieg ich endlich Wut auf dich? Man muss doch, das meinen Therapeutinnen, das steht auch überall geschrieben zum Thema »Trauerarbeit«, man MUSS durch die Wutphase. Es gibt eine Entwicklung des Trauerprozesses in Etappen, in Phasen, man kann überall nachlesen, wie das geht und wie das sein muss. Ach. Ich scheiß drauf, was man muss. Wut oder nicht Wut, ich hab so viel Wut, so viel Schmerzen, so viel Trauer gehabt deinetwegen, es war alles durcheinander nach deinem Tod, im Jahr nach deinem Tod. Ich hab geschrien und geheult, im Auto, während des Fahrens, Patsy Cline laut aufgedreht und geweint und geschluchzt, getobt, gebrüllt hab ich, Mama, ich hab mich aufgeführt wie eine Verrückte, ich WAR verrückt. Ich hab mich total verrannt, ich hab gesponnen, spinn noch immer wegen dir. Weil ich auch nicht mehr weiß, wer ich bin, wer du bist, wer du warst. Und ich mag nicht mehr denken, ich kann nicht mehr denken. Am liebsten würd ich dauernd Boulevardkomödien sehen, aber sowas spielen sie ja fast nie mehr. Nur noch Thriller und Krimis. Als reichte dieses brutale, grausame Leben uns nicht.

Der Blick auf den Schloßberg in der Nacht, es wird schon kühl, herbstlich, aber ich verweigere das Herbstgefühl, es kommt viel zu früh. Am 11. August vorigen Jahres gab es diese vollständige Sonnenfinsternis, auch sie hat mit dir zu tun gehabt, Mama. Du warst so sonnig, die Sonnenblume war deine Blume. Und jeder Silvester gehörte dir, alle Weihnach-

ten gehören noch immer dir, du bist dann da, bei uns, unter uns. Aber alle Toten sind wohl da für die Lebenden an diesen Tagen, Gedenktagen. »Tote«, wie das klingt. Peinlich, mit dir im Zusammenhang, es passt einfach nicht. Du warst viel zu lebendig. Bist es noch. Lebendiger als wir alle.

Ich habe Kohl gemacht für Pál, er soll was Gutes kriegen, wenn er nach Hause kommt. Treu sorgen, wie immer, wie du. Der Blick auf den Schloßberg, sagte ich, ich hab gelüftet, bei jedem Lüften denk ich an dich, du hast mir beigebracht, wie wichtig Lüften ist, ich hab meiner Tochter viel zu wenig beigebracht, das Mädchen musste sich das meiste selbst beibringen, wie die Kinder jetzt überhaupt. Wir haben sie zu viel allein gelassen, wir 68er, die Kinder, wir meinten, so würden sie früher selbstständig. Was haben wir uns gedacht, warum wollten wir selbstständige Kinder, kleine Erwachsene, nur besser, unverdorbenere als wir selbst und die »herrschende Klasse«?! Es war sowieso eine Ausrede, wir haben ausschließlich an uns selbst gedacht. Unsere Karriere, unsere Beziehung, unser Leben, unsere Selbstverwirklichung. Wir hatten keine Ahnung, was wir nun mit diesen Kindern machen sollten, die dauernd da waren und unser Leben veränderten, in erster Linie das Leben von uns Frauen. Auch das war meine Buße, meine späte Reue, du hast Recht gehabt, aber die Zeit damals, sie war so – anders. Familie war reaktionär, und wir sind uns revolutionär vorgekommen. Wir, Children Of The Revolution⁴! Lächerlich, peinlich. Wir haben nicht Recht gehabt. Die Kinder sind wichtig, die Familie, man muss da sein dafür, man muss Zeit haben für sie, so geht das nicht, Karriere und Kinder, das geht sich einfach nicht aus. Sicher möchte man in einen Beruf

und alles Mögliche möchte man, aber die Schwierigkeiten sind einfach enorm. Unüberwindlich. Wenn wir die Kinder nicht wegstecken können, oder wollen, in Krippen, Aufbewahrungsanstalten. Wir dürfen das aber nicht! Wenn wir Kinder wollen, müssen wir sie mit uns leben lassen. Und natürlich sind Frauen fähig, Männer auch, zu allem, sie schaffen alles – aber muss es immer noch zu denselben alten, kranken Bedingungen sein, in den veralteten, kaputten Strukturen und Institutionen? Genau deshalb müssen wir uns das gescheiterte einteilen miteinander. Wenn wir Kinder haben wollen, müssen wir bei ihnen bleiben, mit ihnen leben, bis sie selbstständig sind und in ihr eigenes Leben gehen wollen, von sich aus. Können wir das? Brauchen sie einen irgendwann wirklich nicht mehr? Siehst ja, wie ich dich brauche, noch immer, und dich nicht loslassen kann. Ach, ich weiß nicht. Ich weiß wirklich nicht.

Ich hab Angst, Pál kommt bald zurück, zu bald, ich möchte noch weiter mit dir reden, weiter Zeit mit dir verbringen. Es ist wie Spinnen. Spinnen wir? Sitzen wir beide am Spinnrad wie damals, im Märchen?

Jetzt grölen sie unten. Fußball, irgendeine Meisterschaft, da drehen sie durch. Hooligans. Und der Rechtskurs nimmt zu. Du warst für eine schwarz-blaue Koalition, es wär nicht das Schlechteste, hast du gesagt, ich war entsetzt, hab gleich aufgeschrien, rot, grün, rebellisch, jung – ich weiß es noch genau. Beim Auto draußen bist du gestanden, vor der Garage, ich seh dich noch da stehen. Es wär nicht das Schlechteste, hast du gemeint, Haider zusammen mit der ÖVP – ausgerechnet du, ich war empört, entsetzt! Ich hab mich auf nichts eingelassen, dir nicht weiter zugehört, nur den Kopf geschüttelt wie ein Esel, eine Kuh, alles abgewehrt – Mensch, war ich eingebildet!

4 T. Rex: Children Of The Revolution, 1972.

Fußball ist ein Proletensport, das hast du auch immer gesagt, obwohl wir das Wort »Prolet« nicht aussprechen durften als Kinder. Jedenfalls ist Fernsehen zugleich Fußball, nämlich wenn Vati vor dem Fernseher sitzt und da ist und zugleich nicht da ist, nicht ansprechbar, nur hin und wieder unvermutet aufbrüllend, »Tooor!!«, dass man sich schreckt, und deshalb haben wir Fußball wohl alle gehasst und nicht verstanden. Bis mein Bruder begonnen hat, selbst zu spielen, unten im Hof in der Dr.-Hans-Kloepfergasse.

Übrigens, Mama: Deine Enkelin ist schon wieder frei, befreit von ihrer Beziehung. Die Jungen, sie haben anscheinend kein Problem mit Trennungen. Oder weniger als wir damals. Aber vielleicht weiß ich nur nichts von dem, wie es ihr wirklich geht. Was wollte ich noch sagen, dir erzählen. Ich muss ja auch noch der Fürstin schreiben, meiner »Chefin«, diese anderen »Mutter-Briefe«. Da ist wahrscheinlich ein Gutteil Pflichtgefühl und Verantwortung, ein Teil Berechnung dabei, ob ich das nun zugeben will oder nicht. Ich fühle mich auf jeden Fall beobachtet von »oben« und bin es wohl auch. Deshalb möchte ich auch was sagen zu dem, was sie sich vielleicht denken zu meinen Aktionen, meinen Parlamentsreden. Ich mache das aber freiwillig, sie hat nie gesagt, dass ich ihr schreiben soll, sie, die Chefin, die Fürstin, wie ich sie innerlich nenne. Denn sie ist eine. Innerlich und äußerlich auch. Oberste Parteispitze. Frau Landeshauptmann. Nicht gegendert. Weil sie genau gewusst hat, dass die Bauernbüffel eine Frau nicht ernst nehmen. Die männliche Form des Titels aber sehr wohl. Jedenfalls will ich mich ihr gegenüber laufend rechtfertigen und ihr erklären, was ich mache, schließlich bin ich keine »gelernte« Politikerin, nur eine Quereinsteigerin aus dem Kunstbereich, der sowieso niemand interessiert und der keine Macht hat und keinen Ein-

fluss auf die große Politik. Aber ich brauche Bestätigung, wenn schon kein Lob. Ich muss wissen, ob ichs richtig mache oder falsch, ihrer Meinung nach. Ich gebe ihr dadurch natürlich totale Kontrolle und die Oberaufsicht. Sie kann beobachten, ob und wie sehr ich den Job verkrafte, ob ich genug tue, aber mich auch genügend ausruhe zwischen den Sitzungen, damit ich immer in Topform bin fürs Fernsehen und die Auftritte, vor allem aber, ob ich im »richtigen«, sprich unserem Sinn, arbeite. Ich weiß nicht, wie weit ich entsprechen kann, wie weit gehen mit meinen Ideen, Visionen. Mit mir selbst. Bei denen. In der Partei. In einem größeren System, in der Gruppe. Aber ich kann sowieso nur ein paar Dinge anbringen, mehr ist es nicht, und das werde ich auch tun. Es wird nicht zu viel Arbeit sein, aber genug. Warum also plag ich mich so sehr und will wieder mal 150 Prozent geben? Ich will ja nicht an die Spitze, ich will nur ein Rädchen im Getriebe sein, ein gut geöltes, funktionierendes Rädchen. Das dennoch auf seine eigene, nette Art sich dreht. Ob das geht? Noch dazu nett? In der Politik?! Es ist jedenfalls nicht immer leicht, freundlich zu bleiben. Menschenfreundlich. Wenn ich heute Abend noch mein Pensum erledige, habe ich jedenfalls genug gearbeitet, sage ich mir, und erlaube mir dann, weiter meine Colette zu lesen. Warum auch nicht. Ich soll mich ausruhen, sagt meine Therapeutin. Ich MUSS!

Pflichtbewusstsein, das hast du uns eingepflanzt und aufgepfropft, das hat dir deine Familie vermacht und du gibst es weiter, aus diesem Korsett können wir nicht, es ist mit uns verwachsen. Das ist das Gute an solchen Menschen wie wir, das ist wahrscheinlich, warum sie uns überhaupt ins Boot holen, das ist aber auch der Grund dafür, dass wir uns letztendlich kaserniert und korsettieren fühlen und unfrei. Unserem eigenen

Ehrgeiz, unserem eigenen Verantwortungsgefühl, uns selbst entkommen wir nämlich nicht mehr, es ist zu spät für uns.

Mama, ich geh jetzt schlafen. Nein, ich hab keinen Groll und keine Wut mehr, ich red gern mit dir. Vielleicht soll ich das weiter so machen. Einfach nur mit dir reden, abends. Eine Art Tagebuch. Unsere Gutenachtgeschichte. Ich red mit dir, Mama.

Deine Tochter, dein Kind.

August 2019. Mama und ich. Unzertrennlich. Untrennbar. Getrennt durch den Tod nun seit zwanzig Jahren. Tod trennt nicht. Niemals. Die Nabelschnur ist nur ein Symbol für Verbundenheit, ihr Durchschneiden für Trennung. Auf Hawaii gab es angeblich einen Brauch, dass, wenn die Tochter heiratet und aus der Familie weggeht, Mutter und Tochter in einer Zeremonie mit einem Band an den Knöcheln verbunden werden. Und dann laufen sie los, am Strand, am Meer im Sand, solange sie laufen können. Und während des Laufens löst, wenn sie müde ist und nicht mehr kann, wenn sie das Gefühl hat, es sei so weit, die Mutter das Band. Sie bleibt zurück, die Tochter läuft weiter.

Graz, 10. August 2000

Mama, hörst du mich?

Ich lese Harry Potter, den ersten Band. Es ist unglaublich, ich lese ein Kinderbuch. Du hast das nie verstanden, schon bei Melissa nicht, dass sie so gern Kinderbücher liest, dass sie Kinderbücher sogar als eine Kunstform bezeichnet, eine leider unterbewertete, kaum beachtete Kunstform. Und Undine, deine Enkelin, liest auch so gern Kinderbücher, lieber als Erwachsenenliteratur, die ihr oft zu gestelzt ist, zu geschraubt und elitär. Aber in der Hinsicht warst du eben auch anders als wir. Einiges, das wir toll fanden, hast du einfach nicht verstanden. Zum Beispiel diese besondere Art Humor, den Vati so liebte, Stummfilme, Slapstick, Dick & Doof, altes Schwarz-Weiß-Fernsehen. Schadenfreude, sagtest du. Da kann ich nicht lachen. Dauernd passiert jemandem etwas Schlimmes, und darüber wird dann gelacht. Warum? Oder Comics und Zeichentrickfilme. Du hast es dir regungslos angesehen, wenn einer von uns so etwas schaute, wir haben unwillkürlich aufgelacht, alle, aber du konntest nicht darüber lachen. Da fehlt mir etwas, sagtest du. Ja, stimmt. Das haben die Nazis allen ausgetrieben, Spiel und Spaß, Schwächen, Eigenheiten, Fehler, Irrtümer, menschliches Versagen, Dummheit – aber das hast du nicht wissen können, es ist passiert, ist dir passiert, da warst du ein Kind. Diese Wunde haben sie dir verpasst, sie haben dir den Humor weggeschnitten. Und stattdessen Ernsthaftigkeit aufgepfropft. »Veredelt« haben sie die Kinder. Das ihrer Meinung nach »Falsche« weggeschnitten und mit dem »Richtigen« verbunden. Sicher, es wird auch was Genetisches gewesen sein

Nachwort

Dies ist ein Buch über meine Mutter und für meine Mutter. Es speist sich hauptsächlich aus Briefen, die ich nach ihrem Tod an sie schrieb, und aus Tagebuchaufzeichnungen.

Ich habe nichts erfunden und ich will Erinnerungen auch nicht bewusst verfälschen, aber je länger sie tot ist – sie starb am 18. August 1999 im Grazer LKH in der Intensivstation, nachdem sie vorher in einem Sanatorium in Graz im Zug einer Behandlung mittels »Schmerzpumpe«²⁸ durch Verunreinigung, Schlamperei, »Zufall« oder »Unglück« mit Keimen in Kontakt kam und innerhalb zweier Tage an bakterieller Meningitis verstarb – und je weiter ihr Tod in zeitliche Ferne rückt, desto mehr verändern sich die Erinnerungen, verblassen, werden unterm Nachdenken und Aufschreiben idealisiert, verfremdet, verwandelt ... – wie das halt nun einmal ist im Erinnerungsprozess.

Jedenfalls: Meine Mutter war eine gesunde, agile Frau, die mitten im Leben stand, sich gesellschaftlich und politisch engagierte und eine große Familie hatte. Sie liebte ihre vier Kinder und die Enkelkinder, deren Aufwachsen sie noch miterleben konnte. Sie starb mit nicht einmal 65

28 Ein Epiduralkatheter leitet über das Rückenmark permanent Schmerzmittel ein.

Jahren, ich bin heute älter als sie damals. Wir hätten das Krankenhaus beziehungsweise den behandelnden Arzt zur Verantwortung ziehen können, wir haben schriftliche Unterlagen aus der Krankenakte, die ärztliche Fehler belegen, aber ich war damals auf dem Weg in eine politische Karriere, genau wie sich das meine Mutter für mich gewünscht hatte, und deshalb habe ich auf Anraten »von oben« von einer gerichtlichen Verfolgung abgesehen. Nur kein Skandal. Er hätte meine Mutter auch nicht wieder lebendig gemacht, wie man in solchen Fällen gern beschwichtigend sagt. Stimmt. Aber vielleicht hätte es anderen Patienten geholfen und der Arzt hätte zu seiner Verantwortung stehen müssen. Ich weiß es nicht. Heute würde ich wahrscheinlich anders handeln. Aber es ist passiert, was passiert ist.

Ich habe sehr viel weggelassen, Namen geändert, Personen und Situationen gestrichen, ich habe alles, auch die Briefe, aufs »Wesentliche« reduziert und die Geschichte so lange und so oft und so stark verändert, bis sie zu einem Märchen wurde. *Das macht nichts*, sagt Mama. Das Wesentliche sind die Gefühle. Gefühle, die wir im Fall eines liebsten Menschen, den wir loslassen müssen, in dieser oder ähnlicher Form wohl alle haben. Schmerz über den Verlust, Fassungslosigkeit, Schaudern, Verzweiflung, Trauer, Angst vor der Einsamkeit, Wut über das Verlassenwerden, Resignation und neuer Mut zum Weiterleben – und die unvergängliche, tiefe Liebe zu einem Menschen, der einzigartig war und aus dieser unserer Welt gegangen ist, in eine andere, in die wir alle früher oder später gehen werden.

Andrea Wolfmayr, geb. 1953 in Gleisdorf, studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Graz, war Buchhändlerin und Nationalratsabgeordnete und arbeitete im Grazer Kulturamt. Lebt in Gleisdorf. Zahlreiche Veröffentlichungen (Romane, Prosa, Texte in Literaturzeitschriften und Anthologien), diverse Literaturpreise und Stipendien.



Foto: Ulrike Rauch

Weitere Titel von Andrea Wolfmayr in der edition keiper:



Jack & ich Das Böse in mir

200 Seiten, Pappband
€ 22,50 (A) / 21,89 (D)
ISBN 978-3-903144-65-1



Jane & ich oder Die Therapeutinnen

384 Seiten, broschiert
€ 19,80 (A) / 19,26 (D)
ISBN 978-3-902901-47-7



Vom Leben und Sterben des Herrn Vattern, Bauer, Handwerker und Graf

330 Seiten, Pappband
€ 24,00 (A) / 23,35 (D)
ISBN 978-3-902901-17-0



Im Zug Aufzeichnungen einer Pendlerin

432 Seiten, broschiert
€ 22,50 (A) / 21,89 (D)
ISBN 978-3-9502761-9-0
Mit Fotos von Philipp Podesser.

Die Provinzromane von Andrea Wolfmayr in der edition keiper:



Weiße Mischung Ein Roman aus der Provinz

416 Seiten, broschiert
€19,80 (A) / 19,26 (D)
ISBN 978-3-9503343-7-1
Mit 46 Seiten Rezeptteil.



Roter Spritzer Der zweite Roman aus der Provinz

324 Seiten, broschiert
€ 19,80 (A) / 19,26 (D)
ISBN 978-3-902901-79-8



Ausnüchterung Ein dritter Roman aus der Provinz

352 Seiten, broschiert
€19,80 (A) / 19,26 (D)
ISBN 978-3-903144-33-0



Rückfall Ein Roman aus der Provinz Mit ausführlichem Rezeptteil!

380 Seiten, broschiert
€23,00 (A) / 22,37 (D)
ISBN 978-3-903144-88-0

